

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital  
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-32049-3

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).

Fern der großen Touristenströme, aber doch nicht so abgelegen, daß man es als finstere Provinz bezeichnen könnte, liegt das französische Landstädtchen Clochemerle. Seit Jahrhunderten wird hier vor allem Wein angebaut – wir befinden uns im berühmten Beaujolais.

In diesem idyllischen Winkel leben alle möglichen Menschen beisammen: trinkfrohe Weinbauern, liebes- und lebenslustige Frauen, ein alles verstehender Pfarrer und tratsch-süchtige alte Jungfern, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, über Anstand, Sitte und Moral der Bewohner des Ortes zu wachen. War es unter dem männlichen Teil der Bevölkerung in dem Landstädtchen althergebrachte Gewohnheit, gewisse natürliche Bedürfnisse, die nach Weinkonsum entstehen, an den Häuserwänden und Mauern zu verrichten, so führt der fortschrittlich gesinnte Bürgermeister im Jahre 1923 mit der Errichtung einer diesen Bedürfnissen dienenden hygienischen Anstalt mitten im Ort eine große Neuerung ein.

Obwohl dieses Ereignis gebührend gefeiert wird und sich sein Nutzen schnell erweist, ist die gut frequentierte Anstalt doch auch ein Dorn im Auge einer in Sichtweite wohnenden Tugendwächterin. Als nicht einmal die Besänftigungen des Pfarrers mehr helfen und das Lamento anhält, ist der Skandal entfacht.

Dieser Klassiker unter den humoristischen Romanen ist immer wieder aufgelegt und natürlich auch verfilmt worden. Mit ›Clochemerle‹ setzt Gabriel Chevallier den Bürgern im Beaujolais ein ebenso typisch-untypisches Denkmal wie seinerzeit Hašek den Tschechen mit ›Schwejk‹.

*Gabriel Chevallier* wurde 1885 in Lyon geboren. Er arbeitete als Plakatemaler, Handelsvertreter, Zeichenlehrer und als Journalist, bevor er im Alter von dreißig Jahren anfang zu schreiben. Er verstand es, seine gesellschaftssatirischen Romane mit beißendem Humor zu würzen. ›Clochemerle‹ ist sein berühmtestes Buch. Chevallier starb 1969 in Cannes.

*Unsere Adresse im Internet: [www.fischer-tb.de](http://www.fischer-tb.de)*

Gabriel Chevallier

**Clochemerle**

Roman

Aus dem Französischen  
von Roland Schacht

Fischer Taschenbuch Verlag

4. Auflage: August 2003

Neuausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,  
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, August 1998

Lizenzausgabe mit Genehmigung des  
S. Fischer Verlags GmbH, Frankfurt am Main  
Titel der französischen Originalausgabe:

›Clochemerle‹

© Presses Universitaires de France, Paris 1934  
Für die deutsche Ausgabe:

© Stahlberg Verlag GmbH, Karlsruhe 1951  
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany

ISBN 3-596-14029-3

*Statt einer lästigen Vorrede:*

Difficile est non satiram scribere. *Juvenal*

Ich bin der Meinung, der Mensch könne keinen, noch so verrückten Einfall haben, der nicht schon irgendwo als allgemeiner Brauch existierte und somit vernünftigerweise zu begründen und zu rechtfertigen wäre. Ich sage gern mündlich wie schriftlich rundheraus und ungeschminkt meine Meinung. *Montaigne*

Ich muß unter allen Umständen andern Freude bereiten, aber manchmal muß ich auch selber Spaß haben. *Diderot*

Was hat dich so fröhlich philosophieren gelehrt? Die Gewöhnung ans Unglück. *Beaumarchais*

Gern trüge ich eine Maske und würde mit Begeisterung meinen Namen ändern. *Stendhal*



Im Oktober des Jahres 1922 gegen fünf Uhr schritten eines Nachmittags auf dem von wunderschönen Kastanienbäumen beschatteten Großen Platz von Clochemerle (Beaujolais), dessen Mitte eine angeblich 1518 anlässlich des ersten Besuchs von Anne de Beaujeu in dieser Gegend gepflanzte prachtvolle Linde zierte, zwei Männer Seite an Seite auf und ab. Sie gingen mit den gemächlichen Schritten von Landleuten, die immer für all und jedes Zeit zu haben scheinen, und was sie einander zu sagen hatten, war von so weittragender Bedeutung, daß es immer erst nach langem vorbereitendem Schweigen ausgesprochen wurde und alle zwanzig Schritte nicht mehr als ein Satz zustande kam, wobei diesen Satz oft auch ein einziges Wort nur oder ein Ausruf ersetzte. Da jedoch beide Sprecher einander seit langem kannten, einträchtig gemeinsame Ziele verfolgten und wohl-durchdachte Pläne stets sorgfältig erwogen, war sich jeder von beiden auch über die genaue Bedeutung solcher Ausrufe klar. Ihre jetzigen Überlegungen waren aber deshalb so ernst und bedächtig, weil sie politischer Art waren und einer bestimmten Gegnerschaft Rechnung tragen mußten.

Der eine der beiden hatte die Fünfzig überschritten, war groß und blond, mit rotem Gesicht, der Typus eines Nachkommen jener Burgunder, die sich einst im Rhônetal festgesetzt hatten. Das Lebendigste in seinem von Wind und Sonne aufgerauhten Gesicht waren zwei kleine, hellgraue, ständig zwischen feinen Fältchen blinzelnde Augen, die ihm einen Ausdruck bald harter, bald herzlicher Schlauheit verliehen. Sein Mund, der über seinen Charakter das hätte aussagen können, was sein Blick verschwieg, lag unter einem herabhängenden Schnurrbart verborgen, aus dem das mehr gekaute als gerauchte, mehr nach Sud als nach Tabak riechende Rohr einer kurzen Pfeife hervorsah. Seine Statur war kräftig und stämmig, seine Beine waren lang und gerade, und eine Andeutung von Bauch schien mehr vom Mangel an Bewegung als von wirklicher Fettleibigkeit herzu-



rühren. Obgleich er ohne besondere Sorgfalt gekleidet war, ließen seine bequemen, gewichsten Stiefel, der Stoff seines Anzugs und der an einem solchen Wochentage zwanglos getragene Halskragen auf Wohlstand und bürgerliches Ansehen schließen. Seine Stimme sowohl wie seine sparsamen Gesten verrieten einen Mann, der sich Achtung zu verschaffen weiß.

Dieser Mann war Barthélemy Piéchut, Bürgermeister der Gemeinde Clochemerle. Er war der bedeutendste Weinbauer des Ortes und besaß die besten Hänge im Südosten, die die ergiebigsten Weinstöcke tragen. Außerdem war er Vorsitzender der landwirtschaftlichen Genossenschaft und Kreisrat, was ihm im Umkreis von mehreren Kilometern, sowohl in Salles wie in Odenas, Arbuisonnas, Vaux und Perréon das Gewicht einer bedeutenden Persönlichkeit verlieh. Man hielt es sogar für ausgemacht, daß sein politischer Ehrgeiz noch weiter ging, wenn auch über dessen Richtung noch nichts bekannt war. Man beneidete ihn, aber das Land war auch stolz darauf, wie mächtig er war. Seinen breitrandigen, mit einem Bande eingefasteten, eingebauten schwarzen Bauernfilzhut trug er ohne Ziererei nach hinten geschoben. Wie um besser nachdenken zu können, hielt er heute mit beiden Händen seine Rockaufschläge über der Brust gefaßt und neigte den Kopf vornüber – eine Haltung, die ihm in wichtigen Fällen eigentümlich war und seinen Gemeindegliedern imponierte. »Piéchut wälzt mal wieder Pläne«, pflegten sie dann zu sagen.

Sein Partner dagegen war ein kümmerlicher Mensch ohne rechtes Alter, dessen Kinnbart einen zurückspringenden Unterkiefer verdeckte. Auf einem bedeutsam hervorspringenden Knorpel mit zwei Schallkanälen, die allem, was er sagte, eine gewisse Sonorität verliehen, trug er einen abgegriffenen Nickelkneifer, dessen Kette ihm übers Ohr hing. Die kurzsichtigen Augen hinter den Gläsern hatten jenen unbestimmten Glanz, der für ständig über die Verwirklichung eines unerreichbaren Ideals nachdenkende Phantasten charakteristisch ist. Auf seinem spitz zulaufenden Schädel saß eine Art Panamahut, der nach mehreren Sommern in der Sonne und mehreren Wintern im Schrank die Färbung und Textur jener Maisgrannen angenommen hatte, die in Bresse unter dem Schirmdach von Bauernhäusern zu trocknen pflegen. Seine Stiefel mit den abgewetzten Hacken waren sicher schon seit langem ein Kreuz für den Schuster

gewesen und durften eine neue Besohlung kaum mehr erleben, da es offenkundig unwahrscheinlich war, daß das endgültig auseinanderfallende Oberleder nochmals durch einen neuen Flicker gerettet werden konnte. Er rauchte eine billige, ungeschickt gedrehte Zigarette, die mehr aus Papier denn aus Tabak bestand. Dieser Mann hieß Ernest Tafardel, war Lehrer und Sekretär der Bürgermeisterei und als solcher Mitarbeiter Barthélemy Piéchuts und zu gewissen Zeiten und bis zu einem gewissen Grade (denn der Bürgermeister war keine sehr vertrauensselige Natur und keinesfalls jemals über das gewollte Maß hinaus) auch sein Vertrauter, bei amtlichen Schriftstücken, die knifflig aufzusetzen waren, auch sein Berater.

Hinsichtlich der kleinen Einzelheiten des materiellen Lebens trug dieser Lehrer die edle Sorglosigkeit eines echten Intellektuellen zur Schau. »Eine wirkliche Intelligenz«, pflegte er zu sagen, »bedarf keiner geputzten Stiefel.« Womit er ausdrücken wollte, daß die Intelligenz eines Menschen durch Pracht oder Mittelmäßigkeit seiner Kleidung weder gehoben noch gemindert werden könne. Gleichzeitig wurde dadurch zu verstehen gegeben, daß in Clochemerle wenigstens ein leider auf eine subalterne Stellung beschränkter intelligenter Mensch lebte, den man an seinen ungeputzten Stiefeln erkennen konnte. Denn Ernest Tafardel bildete sich allen Ernstes ein, ein tiefer Denker, eine Art ländlich asketischer und unverstandener Philosoph zu sein. Jede Äußerung dieses Lehrers hatte etwas Belehrendes und Erzieherisches und wurde häufig durch jene von alters her vom bildhaft sehenden Volk allen Lehrenden zuerkannte Geste des senkrecht aus der geschlossenen Faust bis vor das Gesicht aufragenden Zeigefingers unterstrichen. Wenn Ernest Tafardel etwas behauptete, legte er den Zeigefinger so fest gegen die Nasenspitze, daß sie sich verbog, und so war es nicht verwunderlich, daß diese Nase nach zwanzigjähriger Ausübung eines Berufs, der ständig Behauptungen erforderlich machte, eine leichte Neigung nach links aufwies. Damit aber dieses Porträt vollständig sei, darf nicht verschwiegen werden, daß der Atem des Lehrers seine schönen Lehrsätze zu verderben pflegte, so daß man in Clochemerle vor der Weisheit, die er einem nur zu nah ins Gesicht zu hauchen liebte, allgemein zurückschreckte. Da er der einzige Mensch im Lande war, der von diesem Makel keine Ahnung hatte, schrieb er die Sorgfalt, mit der man ihm

aus dem Wege ging und zumal jede intimere Unterhaltung, jede leidenschaftlichere Diskussion abzukürzen bestrebt war, der Unwissenheit und dem niedrigen Materialismus der Ortsansässigen zu. Die Leute fuhren zurück und gaben ihm, ohne auch nur etwas zu entgegnen, recht. Tafardel hielt das für Mißachtung, und obwohl also seine Überzeugung, daß man ihm nachstelle, auf einem Mißverständnis beruhte, litt er darunter, weil er, von Natur redselig, als gebildeter Mensch gern von seiner Bildung abgegeben hätte. Er zog demnach aus seiner Vereinsammlung den Schluß, daß diese Rasse von Weinbauern durch fünfzehn Jahrhunderte religiöser und feudaler Unterdrückung verroht sei, und rächte sich dadurch, daß er – übrigens auf durchaus akademische Weise – gegen den Pfarrer Ponosse einen im ganzen Flecken wohlbekannten Haß schürte.

Als Schüler Epiktets und Jean-Jacques Rousseaus hielt sich dieser Lehrer für einen untadeligen Menschen und widmete seine ganze Muße den Schriftsätzen der Bürgermeisterei und der Abfassung von Mitteilungen, die er der Redaktion der »Winzerpost« in Belleville-sur-Saône einsandte. Er war seit langen Jahren Witwer und lebte in jeder Hinsicht enthaltsam. Aus der kargen Lozère gebürtig, hatte er sich nie an die derben Scherze der Weintrinker gewöhnen können und war davon überzeugt, daß diese Barbaren in seiner Person die Wissenschaft und den Fortschritt verachteten.

Um so dankbarer empfand er es, daß Barthélemy Piéchut ihm Sympathie und Vertrauen entgegenbrachte. Aber der Bürgermeister war ein geschickter Mann, der aus all und jedem Vorteil zu ziehen verstand. Mußte er eine ernsthafte Unterredung mit dem Lehrer führen, so nahm er ihn auf einen Spaziergang mit, auf dem er ihn ständig neben sich hatte. Außerdem schuf der Rangunterschied zwischen einem Großgrundbesitzer und einem Lehrer einen Abstand, der den Bürgermeister vor den Dünsten bewahrte, die Tafardel an kleinere Leute verschwendete. Und schließlich wußte der erfahrene Politiker Piéchut auch die Mundgewalt seines Sekretärs zu nutzen. Wollte er in einer schwierigen Angelegenheit die Zustimmung gewisser opponierender Gemeinderatsmitglieder wie die des Notars Girodot, der Weinbauern Lamolire und Maniguant erreichen, so schützte er ein Unwohlsein vor und schickte ihnen Tafardel mit seinen Akten und seiner übelriechenden Beredsamkeit ins Haus

– und schon gaben sie, um dem Lehrer den Mund zu schließen, ihre Zustimmung. Der unglückliche Tafardel jedoch hielt sich für einen ungewöhnlich begabten Redner, tröstete sich damit über seine gesellschaftliche Isolierung, die er dem Neide der Mittelmäßigkeit auf alles Hervorragende zuschrieb, und kam sehr stolz von solchen Missionen zurück. Barthélemy Piéchut lächelte in sich hinein und rieb sich seinen roten Nacken, was bei ihm immer tiefes Nachdenken oder beträchtliches Vergnügen bekundete. »Sie hätten einen großartigen Diplomaten abgegeben, Tafardel«, sagte er. »Sowie Sie den Mund auf tun, stimmt man Ihnen zu!« – »Das ist«, antwortete Tafardel, »der Vorzug der Bildung, Herr Bürgermeister. Es gibt eine Art der Beweisführung, die den Ungebildeten nicht zur Verfügung steht, die sie aber schließlich doch zu überzeugen weiß.«

Zu dem Zeitpunkt, da diese Geschichte anhebt, sprach Barthélemy Piéchut die gewichtigen Worte: »Wir müssen etwas finden, Tafardel, woraus sich die Überlegenheit einer fortschrittlich gesinnten Gemeindeverwaltung klar ergibt.«

»Sehr richtig, Herr Piéchut. Aber ein Kriegerdenkmal haben wir bereits.«

»Das gibt es bald in jeder Gemeinde, einerlei, wie sie regiert wird – das würde man uns nur entgegenhalten. Wir müssen etwas Besonderes finden, etwas, das mehr dem Parteiprogramm entspricht, meinen Sie nicht auch?«

»Sicher, Herr Piéchut, sicher. Man müßte dem Fortschritt auf dem Lande zum Durchbruch verhelfen und den Dunkelmännern keine Ruhe lassen. Das ist eine große Aufgabe für uns Männer der Linken.«

Sie schwiegen und schritten über den Platz in seiner ganzen Länge, die siebzig Meter betrug. Dann blieben sie stehen, dort, wo er terrassenartig ins erste Tal abfällt, das wiederum in andere Täler übergeht, die sich bis zu der in der Ferne aufblinkenden blauen Saône hinunter erstrecken. Die Oktoberhitze ließ den über die ganze Gegend, ja über das ganze Land treibenden Ruch von jungem Wein deutlicher spüren.

»Haben Sie eine Idee, Tafardel?« fragte der Bürgermeister.

»Eine Idee, Herr Piéchut? Eine Idee...«

Sie kehrten um. Der Lehrer wiegte nachdenklich den Kopf. Er lüftete seinen vor Alter eingelaufenen Hut, der ihn über den

Schlafen drückte und am Nachdenken hinderte. Dann setzte er ihn sorgfältig wieder auf.

Am andern Ende des Platzes: »Ja, eine Idee. Haben Sie eine, Tafardel?«

»Das heißt, Herr Piéchut . . . es ist mir neulich mal was eingefallen, was ich Ihnen mitteilen wollte: Der Kirchhof gehört doch der Gemeinde, nicht wahr? Er ist doch Gemeindegut?«

»Das ist er, Tafardel.«

»Warum trägt er dann nicht auch als staatliche Einrichtung unsere republikanische Losung: *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*? Ist das nicht eine Unterlassung, die nur den Reaktionären und dem Pfarrer in die Hände spielt? Scheint die Republik damit nicht zuzugeben, daß ihre Macht an der Schwelle der Ewigkeit aufhört? Heißt das nicht anerkennen, daß die Toten der Gerichtsbarkeit der Linksparteien nicht mehr unterliegen? Die Macht der Pfarrer, Herr Piéchut, beruht darauf, daß sie einen Anspruch auf die Toten erheben. Man müßte einmal zum Ausdruck bringen, daß auch wir Rechte auf sie besitzen.«

Tiefes Schweigen. Ernste Prüfung dieses Vorschlags. Dann antwortete der Bürgermeister mit freundschaftlicher Entschiedenheit:

»Soll ich Ihnen offen sagen, Tafardel, was ich davon halte? Die Toten sind tot. Lassen wir sie also in Ruhe.«

»Wir wollen sie auch nicht stören, wir wollen nur verhindern, daß die Reaktion sich ihrer bemächtigt. Denn die Trennung von Kirche und Staat . . .«

»Ist ein für allemal klargestellt. Glauben Sie mir: Wir laden uns da eine Sache auf den Hals, die niemanden interessiert und keinen sehr guten Eindruck macht. Man kann den Pfarrer nicht daran hindern, den Kirchhof zu betreten, nicht? Außerdem: die Toten, Tafardel, gehören der Vergangenheit an. Wir müssen an die Zukunft denken. Ich möchte eine Idee von Ihnen, die es mit der Zukunft zu tun hat.«

»Dann, Herr Piéchut, komme ich auf meinen Vorschlag einer Gemeindebibliothek zurück. Für die können wir Bücher auswählen, die den Geist unserer Bevölkerung etwas aufschließen und den alten Vorurteilen den Garaus machen.«

»Von dieser Bibliothek will ich jetzt kein Wort mehr hören. Ich habe Ihnen schon klarzumachen versucht: kein Einwohner von Clochemerle wird Ihre Bücher lesen. Die haben an ihrer Zei-

tung genug. Meinen Sie, daß ich viel lese? Von Ihrem Einfall würden wir nur viel Mühe haben, aber wenig Nutzen. Nein, wir brauchen etwas, das mehr hermacht, das auch einer fortschrittlichen Zeit wie der unseren entspricht. Wissen Sie tatsächlich nichts?»

»Ich werde nachdenken, Herr Bürgermeister . . . Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie vielleicht . . .«

»Ja, Tafardel, ich habe eine Idee. Ich habe sie mir schon lange überlegt.«

»Dann ist es ja gut«, meinte der Lehrer.

Aber er stellte keine Frage, denn nichts kann einem Einwohner von Clochemerle eher jede Mitteilungslust benehmen. Tafardel ließ nicht einmal so etwas wie Neugier spüren. Er begnügte sich mit der vertrauensvollen Bemerkung:

»Wenn Sie eine Idee haben, dann brauchen wir ja nicht weiter zu suchen.«

Barthélemy Piéchut blieb mitten auf dem Platz, bei der Linde, stehen, warf einen Blick die Hauptstraße hinunter, um sich zu vergewissern, daß niemand von dorthier kam. Dann legte er seine Hand in den Nacken, schob sich den Hut in die Augen, blickte unbeweglich vor sich auf den Boden, um in Ruhe seine Gedanken zu sammeln, und entschloß sich endlich:

»Ich will Ihnen sagen, um was es sich handelt, Tafardel. Ich möchte auf Gemeindegeldern ein Gebäude errichten lassen.«

»Auf Gemeindegeldern?« wiederholte der Lehrer erstaunt. Es war ihm bekannt, in welchem Maße Ausgaben bei Steuerzahlern unbeliebt sind. Aber er fragte weder, um was für ein Gebäude es sich handeln mochte, noch welche Summe man dafür werde ausgeben müssen. Er kannte den Bürgermeister als einen Mann von sehr gesundem Menschenverstand und als vorsichtig und dazu sehr geschickt.

Der Bürgermeister fuhr also von sich aus fort: »Ein Gebäude, meine ich, das sowohl in hygienischer wie in moralischer Beziehung von Nutzen ist. Wollen mal sehen, Tafardel, ob Sie das raten. Versuchen Sie es mal.«

Ernest Tafardel hob die Arme auseinander, um damit anzudeuten, daß für Vermutungen viel Raum sei und daß nur ein Tor sich aufs Raten einlassen könne. Piéchut bemerkte es, gab seinem Hut einen weiteren Stoß, so daß er das ganze Gesicht beschattete, blinzelte heftig mit den Augen, wie immer mit dem

rechten etwas mehr als mit dem linken, um den Eindruck so recht abschätzen zu können, den sein Einfall bei seinem Partner hervorrufen würde, und enthüllte dann:

»Ich möchte eine Bedürfnisanstalt errichten, Tafardel.«

»Eine Bedürfnisanstalt?« rief der Lehrer, ganz überwältigt. Dieser Vorschlag erschien ihm sehr bedeutsam.

Aber der Bürgermeister mißverstand ihn.

»Ein Pissoir, meine ich«, erläuterte er.

»Ich habe Sie richtig verstanden, Herr Piéchut.«

»Und was halten Sie davon?«

Über eine so wichtige, so unversehens an einen herangetragene Angelegenheit hat man nicht sofort ein fertiges Urteil bei der Hand. In Clochemerle pflegt Übereilung einem Urteil den Wert zu nehmen. Wie um damit auch Klarheit in seine Gedanken zu bringen, riß Tafardel zunächst einmal den Kneifer von seiner Pferdenase, hielt ihn vor den Mund, um ihn zu behauchen, trocknete ihn mit seinem Taschentuch wieder blank. Nachdem er sich dann vergewissert hatte, daß kein Stäubchen mehr auf den Gläsern zurückgeblieben war, setzte er ihn mit einer Feierlichkeit, die der Tragweite dieser Unterhaltung entsprach, wieder auf. Piéchut war von solchen Vorsichtsmaßnahmen begeistert: es ging klar daraus hervor, welchen Eindruck seine vertrauliche Mitteilung gemacht hatte. Tafardel räusperte sich noch zwei-, dreimal hinter seiner tintenbefleckten Hand, strich seinen Ziegenbart und sagte:

»Eine kapitale Idee, Herr Bürgermeister! Eine wahrhaft republikanische Idee. Durchaus und auf jeden Fall im Geiste der Partei. Eine im besten Sinne demokratische Idee und, wie Sie schon richtig sagten, gleichzeitig hygienisch. Wenn ich mir vorstelle, wie unter Ludwig XIV. die großen Herren die Treppenhäuser der Schlösser vollschifften! Eine Bedürfnisanstalt leistet mehr fürs Wohl der Bevölkerung als eine Prozession von Pfarrer Ponosse.«

»Und was werden die stammeln, Girodot, Lamolire, Manigant und die ganze Clique!« meinte der Bürgermeister.

Der Lehrer gab einen leise quarrenden Laut von sich, mit dem er ein Lachen ausdrückte. Er lachte nämlich höchst selten, die Freude war bei diesem melancholischen und verkannten Menschen wie eingerostet, so daß er nur noch um der allgemeinen Sache willen, bei großen Anlässen lachte: bei Siegen über das



traurige Dunkelmännertum, das noch immer über Frankreichs ländlichen Gebieten lag.

»Das ist einmal ganz sicher, Herr Piécut, daß Ihr Einfall denen in der öffentlichen Meinung schwer Abbruch tun wird.«

»Und dieser Saint-Choul? Und die Baronin Courtebiche?«

»Es könnte diese Leute von gestern den letzten Rest ihres Prestiges kosten. Und es wäre ein schöner Sieg der Demokratie, eine neue Bestätigung unsterblicher Prinzipien. Haben Sie diese Idee schon im Gemeindeausschuß vorgebracht?«

»Noch nicht. Im Ausschuß gibt's so allerlei Eifersüchteleien . . . ich verlasse mich da ein bißchen auf Ihre Beredsamkeit, Tafardel, um die Angelegenheit vorzubringen und durchzusetzen. Sie verstehen sich so gut darauf, Unzufriedenen den Mund zu schließen.«

»Auf mich können Sie sich verlassen, Herr Bürgermeister.«

»Dann also abgemacht. Den Tag werden wir noch bestimmen. Bis dahin strengste Diskretion. Ich bin überzeugt, das wird was.«

»Das glaube ich auch, Herr Piécut.«

Der Bürgermeister war so befriedigt, daß er seinen Hut in allen Richtungen verschob. Die bisherigen Komplimente genügten ihm nicht, und um neue zu hören, wandte er sich immer wieder mit bäurischer Gerissenheit mit »Na?« und »Was sagen Sie dazu?« an den Lehrer, wobei er sich, als ob er damit neue Einfälle produzieren könne, ständig den Nacken rieb. Und jedesmal ließ ihm Tafardel neues Lob zuteil werden.

Es war der Höhepunkt des Tages, einer der schönsten Abende im Herbst. Der Himmel strahlte unendliche Heiterkeit aus, voll schriller Schreie der letzten Vögel. Sein leichtes Blau ging sanft in jenes Rosa über, das einen wundervollen Sonnenuntergang ankündigte. Die hinter den Azerguer Bergen verschwindende Sonne erhellte nur noch einige aus diesem Ozean ländlicher Stille aufragende Kämme und bildete hier und da mit ihren letzten Strahlen in der verdämmernden Saône-Ebene kleine Seen von Licht. Die Ernte war gut gewesen, der Wein versprach ausgezeichnet zu werden, man hatte in diesem Winkel des Beaujolais Ursache, zufrieden zu sein. Clochemerle hallte wider von rollenden Fässern. Wenn die Kastanien im leichten Nordostwind rauschten, zogen aus den Kellern durch die milde Luft frische, etwas säuerliche Schwaden. Überall gewahrte man